



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wenn man in Betracht zieht, daß das Ergebniß der Ausdehnung der Handelsbeziehungen zu andern Häfen, nach welchen directe Dampfschiffahrten von Hamburg ins Leben gerufen worden sind, nur ein ungenügender Maßstab sein kann, da jene Häfen, wenn auch nicht mit Hamburg, doch schon mit andern nordeuropäischen Plätzen in Dampfverbindung standen, während eine solche zwischen Cuba und Nord-europa noch nicht besteht, und somit durch diese Linie ein neuer Zeitabschnitt für den Handel mit jener reichen Insel beginnt. — Die neuesten Uebersichten der hamburgischen Seeschiffahrt zeigen für 1856: 5201 angekommene Schiffe, zusammen von 390,908 Commerzlasten à 6000 Pfd. gegen 4593 von 309,002 C. Last in 1855 und abgegangen 5175 Schiffe von 387,308 C. Lasten. Hamburgs eigne Rhederei war von 448 Schiffen in 1855 auf 468 in 1856 gestiegen.

Literatur.

Jägerbrevier. Jagdalterthümer, Waidsprüche und Jägerschreie, Jagdkalender, Jägerkünste und Jägeraberglauben. Dresden, G. Schönesfelds Buchhandlung, 1857. — Das Waidwerk, welches sich vorzugsweise das edle nennt, ist in vielen Theilen Deutschlands schon lange nur noch ein Schatten von dem, was es einst war. Aber immerhin zählt dasselbe noch so viele Verehrer, daß sich dieser fleißig gearbeiteten Sammlung von Jagdalterthümern ein guter Erfolg voraussagen läßt. Sehr interessant ist die erste Abtheilung, in welcher die alten Waidsprüche in weit größerer Vollständigkeit als bei Grimm in den altdeutschen Wäldern mitgetheilt werden. Dann folgt ein Jagdkalender, aus (ebenfalls alten) lustigen Reimen bestehend. Daran schließt sich ein Capitel über Jägerkünste und Jagdaberglauben, welches ungemein reichhaltig ist. In den Handbüchern der deutschen Mythologie ist auf diesen Gegenstand fast gar nicht Rücksicht genommen, und so muß man dem Sammler dieser wunderlichen Schießrecepte, von denen wir im Folgenden einige Proben mittheilen, für die Mühe, die er sich gegeben, in der That Dank wissen. Den Schluß des Buches bilden Sagen von Freikugeln und Beispiele der Art, wie man sich hieb- und schußfest machen kann. Eine nicht uninteressante Beilage sind die angehängten in und vor dem 16. Jahrhundert in Deutschland gebräuchlichen Fanfaren und Jagdsignale, die Manchem um so willkommener sein werden, als sie seit langer Zeit ganz in Vergessenheit gerathen waren. Von den Jägerstücklein sind folgende die interessantesten:

Eine Büchse zubereiten, dadurch man alles Federwild durch den Hals trifft. Nimm bei einem Scharfrichter einen Nagel, sonderlich das Theil vorne mit der Spitze, damit eines armen Sünders Kopf auf dem Rande ist angenagelt worden, laß bei dem Büchsen Schmied ein Gesicht, und vorne ein Korn davon machen, im Zeichen, wann der Schütze regiert, dazu in der Martistunde, es darf aber in das Feuer nicht kommen, so hast du ein Rohr, alles Federwild gewiß durch den Hals zu schießen. So man es aber anders brauchen wollte nach der Scheibe, oder nach einem Hasen und dergleichen, so ist das Rohr verderbet. Denn wenn

du darnach zu schießen begehrest, was da Federn hat, ist das Rohr verdorben und kannst es nicht treffen.

Eine Flinte zu laden und loszuschießen ohne Pulver. Nimm Salpeter, destillire ihn zu Wasser und den Schwefel zu Del, das Salmiak auch zu Wasser, nimm Oleum Benedictum nach dem Gewicht. Dieses zusammen vermischt mit 6 Theilen Salpeterwasser, 2 Theilen Schwefel, 3 Theilen Ammoniak, 2 Theilen Oleum Bened. Lade die Flinte mit Loth, gieße den 10. Theil des Wassers hinein und zünde es behende an, so geht der Schuß auf 3000 Schritt.

Ein Wild zu schießen, daß man keine Wunde an ihm merkt und es doch fallen muß. Man lade ein Rohr mit Pulver und Pfropf wie gewöhnlich, auf diesem ein durch Blei geronnenes Quecksilber und schieße nach etwas Lebendigem, so wird man einen sehr wunderbaren Effect sehen, wie nämlich das Thier zwar getödtet, die Knochen und Gebeine, wo es getroffen worden, zerschmettert, jedoch Haut und Fleisch nicht durchschlagen finden. Solche Kugeln bleiben aber kaum 8 Tage gut und von dem Wildpret soll man auch nicht essen.

Daß man gewiß schießen könne. Man soll seine Kugeln gießen, wenn die Sonne in den Schützen getreten, welches im November geschieht. Oder auch, wenn der Mond den Schützen berührt, wenn nämlich im Kalender der Schütze 3 Tage aufeinander stehet. Hierzu gehören folgende merkwürdige Handgriffe: Haue, steche oder schneide an solchen Tagen Mittags in der zwölften Stunde mit einem Instrument solche Kalenderzeichen heraus, gieße Kugeln und thue allemal eins davon in das Modell, so wirst du mit solchen Kugeln niemals fehl schießen. — Man soll Späne von einer Eiche nehmen, worein das Wetter geschlagen, solche klein zu Mehl feilen, hernach während des Kugelgießens davon in die Form werfen. Nimm einen Strick, daran ein Dieb gehangen, brenne ihn zu Pulver, und vermische damit das Schießpulver. Oder nimm ein Stück von einer Kette, daran ein Schelm gehangen, feile selbiges ganz klein und mische davon unter das zerflossene Blei. — Nimm Herz und Lunge von einem Wiedehopf, der niemals auf die Erde gekommen, binde sie auf den linken Arm, so triffst Du, was Du kannst. — Man kann auch das Herz von einer Fledermaus unter das Blei bei dem Gießen mischen, damit kann man alles tödten, was recht getroffen worden. — Wenn ein Jäger gewiß schießen will, so soll er das Blut von seiner rechten Hand pulverisiren und unter das Pulver mischen. Diese Kraft soll auch das Blut von jungen Wiedehöpfen haben. Man nimmt von diesen einen Bierling unter 4 Pfund Schießpulver. — Suche eine Natter vor S. Georgi, haue ihr den Kopf ab, thue alsbald in beide Augen und Mund eine Erbsen, grabe den Kopf unter eine Brücke, worüber man reitet und fährt. Lasse ihn 7 Wochen und 3 Tage darunter, so werden die Erbsen wachsen; diese stoße zu Pulver, so wirst Du gewiß keinen Schuß fehlen, wenn Du Deine Ladung damit vermischt hast. — Mache einen guten Magnet zu Pulver, ein gerechtes Wismuth, Erz und Auripigment dergleichen. Wenn es wohl gemischt, so nimm ebenso schwer granulirt Blei. Lasse inzwischen einen Tiegel glühend werden und trage per partes die Mixtur hinein, lasse sie eine gute Stunde im Fluß stehen und gieße nachher Kugeln daraus. Es geschieht solches am besten wenn der Mond im Schützen 3 Tage nacheinander läuft, auch insonderheit Dies Martis eintrifft und daß der Guß in Hora Martis nicht geschehe.

Wenn etwa am Rohre der Fehler wäre, daß das Angeschossene nicht gut davon sterben (waidmännisch *enden*) wollte, so schraube die Schwanzschraube aus dem Rohre und lege das Rohr in ein fließendes Wasser, daß das Wasser 24 Stunden durchlaufe, lege es wieder in den Schafft, und was du zum Ersten damit schießest, davon nimm den Schweiß und ziehe damit das Rohr aus. *Probatum est.* Noch besser und approbirter aber den heißen Brand im Rohr zu machen. Man nimmt das Rohr aus dem Schafft, und siehet zu, daß man eine Blindschleiche findet, selbige thut man in das Rohr, stopfet das Rohr zu, läßt dasselbe also 24 Stunden stehen, daß die Blindschleiche darinnen sterben muß; ladet alsdann das Rohr und läßt die Blindschleiche wieder hinein, und schießet sie in die Luft; man wird alsdann mit Verwunderung gewahr, wie selbiges Rohr hernach tödtet. Wenn auch ein Thier nur etwas getroffen wird, wird es nicht weit laufen. Wo die Kugel hintrifft, so ist es gleich Händebreit um den Schuß herum als wie entzündet und verbrannt, wodurch auch sogleich das Thier fränket und endet.

Daß man gewiß schießen und treffen könne. Man soll seine Kugeln gießen, wenn die Sonne in den Schützen getreten, welches im Monat November geschieht, und auch da der Mond den Schützen berührt, als wenn im Kalender der Schütze drei Tage hinter einander stehet, welches im Jahre 1745 der 23., 24. und 25. November war; mit solchen Kugeln sollte man alsdann recht glückliche Schüsse thun.

Daß man einem feinen Waidmann, wie es die Jäger nennen, setzen kann, was davor in Acht zu nehmen. Wenn einer ein Rohr ausgepuhet, und ist etwa einer dabei, der einem mißgönnet, daß man ein gewisser Schütze sei, so wissen ihrer viel durch dieses Mittel einem alle seine Schüsse zu verderben, sie geben nämlich nur Achtung, daß sie etwas von den Lumpen bekommen, mit welchen das Rohr ist ausgepuhet worden, bohren hernach ein Loch gegen Morgen in einen Eichenbaum, thun den Lumpen darein, und schlagen das Loch mit einem Keil oder Pfloß, von Hagedorn gemacht, wieder zu, so ist derjenige, von dessen Rohr sie die Lumpen bekommen, mit Schießen verderbet; denn wenn er hernach auf ein Wild anschlägt, fängt er über alle Maßen an zu zittern, auch hält das Wild ihm keinen Stand, hat auch vor der Scheibe oder sonst niemals keinen gewissen Schuß, es sei denn Sache, daß die Lumpen wiederum werden aus dem Baume genommen: und dies nennt man einen Waidmann setzen. Wer sich nun davor hüten will, der soll allemal, so oft er geschossen hat, und das Rohr wieder ausgepuhet, die Lumpen nehmen, und dieselben entweder in das fließende Wasser, oder ins Feuer, oder in ein heimlich Gemach werfen, so darf er sich vor diesem Poffen nichts befahren.

Indien, seine Geschichte, Cultur und seine Bewohner. Von Philipp van Mökern. 2 Bände, Leipzig, H. Costenoble. 1837. — Der Verfasser nennt seine Mittheilungen „Resultate eigener Forschungen und Beobachtungen an Ort und Stelle“, er behält sich das Recht der Uebersetzung seines Werkes vor und er erweckt in der Vorrede die Meinung, man werde noch nicht Dagewesenes, Außerordentliches und überaus Gründliches über Indien erfahren. Das Buch selbst rechtfertigt diese durch Titel und Vorwort erregten Erwartungen nicht. Um dasselbe

zu schreiben, bedurfte es keines funfzigjährigen Aufenthaltes in Ostindien, das Meiste, was es gibt, würde, falls man es ins Englische übersezte, aller Wahrscheinlichkeit nach als Rückübersezung von Auszügen aus englischen Büchern und Zeitungen erkannt werden. Der Stil, unbeholfen, oft völlig undeutsch, ist ziemlich das Einzige, woraus man schließen könnte, der Verfasser habe lange nicht in Deutschland gelebt. Ueber das, was uns gegenwärtig am meisten interessiert, über die Cultur und die Bewohner Indiens enthält das dicke Buch nur dürftige Notizen, über einzelne unter diese Rubrik fallende Gegenstände gibt jedes Conversationslexikon bessere Auskunft. Die Geschichte ist nur bis auf den Anfang dieses Jahrhunderts fortgeführt, von allerlei Abschweifungen unterbrochen und in einer Weise erzählt, die überall den Laien verräth. Vermuthlich damit der zweite Band dem ersten an Seitenzahl sich nähere, ist — man weiß in der That nicht, wie man dazu kommt — ein Capitel über den Kaiser von China im Jahre 1799 und die chinesische Rechtspflege, ein anderes über den Besuch einer neuseeländischen Prinzessin in Indien und ein drittes angehängt, welches auf nicht weniger als drei Bogen die Geschichte eines schiffbrüchigen Schweizers erzählt. Die letztere Mittheilung hat den Zweck, dem Leser „ein Bild afrikanischer Küstenzustände zu geben“. China, Neuseeland, Afrika — wir meinen, der Verfasser hätte wohl gethan, wenn er statt eines solchen Potpourri aus aller Herren Ländern lieber Gründlicheres über das gesagt hätte, was der Titel verspricht. —

Biographical Essays by Thomas Babington Macaulay. Copyright Edition. Leipzig, B. Tauchnitz. — Als wir die Abhandlung Macaulays über Friedrich den Großen nach der deutschen Uebersetzung anzeigten, sprachen wir den Wunsch aus, daß das Original in der tauchnizer Ausgabe einen Platz finden möge. Dieser Wunsch ist nun erfüllt worden. Wenn es bisher nicht geschehen war, so lag der Grund darin, daß in der londoner Ausgabe der Essays von 1850 diese Abhandlung sich gleichfalls nicht vorfindet; sie ist erst nach dem Erscheinen der tauchnizer Ausgabe in die londoner Editionen aufgenommen. Da die Schrift über Friedrich den Großen zu klein war, um allein einen tauchnischen Band zu füllen, so hat der Herausgeber den englischen Geschichtschreiber vermocht, ihm die drei Artikel über Bunyan, Goldsmith und Johnson, die er für die neue Auflage der Encyclopædia Britannica bearbeitet, und die noch nirgend in einem englischen Sonderabdruck erschienen, so wie die Abhandlung über Bardre, die 1844 in der Edinburgh Review herauskam, zum Abdruck zu überlassen. Was Friedrich den Großen betrifft, so haben wir unsere Ansicht bereits ausgesprochen. Zum Verständniß der eigenthümlichen Paradoxien jener Schrift fügen wir noch hinzu, daß Macaulay in der Abhandlung über Machiavelli, die freilich in seine Jugend fällt, ganz unummunden erklärt, der echte Historiker müsse, um sich vollkommen deutlich zu machen, etwas grellere Farben als die der Wirklichkeit anwenden. So frivol das klingt, es liegt doch etwas Nichtiges darin. Der Geschichtschreiber kann kein bloßes Daguerrottyp geben, aus dem einfachen Grunde, weil sein Gegenstand ihm nicht in der Natur vorliegt. Er muß freilich die Elemente seiner Erzählung nach strenger Prüfung den Zeugnissen der Zeitgenossen entnehmen, aber dann muß er als Künstler noch etwas hinzuthun, weil er sonst nicht eine Geschichte, sondern nur eine historische Notizensammlung geben würde. — Es ist übrigens auffallend, wie sehr sich in

neuerer Zeit das Urtheil über Friedrich den Großen im Ausland modificirt hat. Wenn Lamartine in seiner Geschichte der Girondisten nicht Worte genug findet, um die Gemüthlosigkeit des preussischen Staats und seines Gründers anzuklagen, so kann man das auf Rechnung der französischen Romantik schreiben, aber auch ein so nüchterner, ruhiger Beobachter wie Lord Mahon, gebraucht die härtesten Ausdrücke über den Bundesgenossen seines Staats, der seiner Zeit vom englischen Volk vergöttert wurde. So wenig wir in der Lage sind, dies Resultat gelassen zu lassen, so begrüßen wir doch darin einen Fortschritt in Beziehung auf den Urtheil, womit die neuen Geschichtschreiber auch einer großen Erscheinung gegenüber die politischen Gesetze in Anwendung bringen. Die drei Artikel aus der Encyclopädie sind gut geschrieben, wie alles, was wir von Macaulay kennen, aber es sind eigentlich nur Umrisse; mit desto größerem Entzücken haben wir das vernichtende Urtheil über Barrère gelesen. Diese Seite im Talent Macaulays ist noch nicht gebührend gewürdigt worden. Es ist nicht blos der gerechte Unwille über die nachträglichen Versuche der französischen Republikaner, einen der schäbzigsten Menschen, welche die Geschichte kennt, rechtfertigen zu wollen, der ihn bestimmt, an diesem traurigen Jakobiner eine Execution auszuüben; es ist zugleich das Behagen des Virtuosen. Trotz dem Ekel, den er vor seinem Gegenstand empfindet, merkt man ihm doch die innere Befriedigung an, mit der er ihn zerlegt und seine innere Hohlheit nachweist. An dem Helden seiner Darstellung kann niemand Interesse nehmen, denn so sehr er Schurke ist, so fehlt ihm doch alle Originalität, aber man liest die Schrift mit athemloser Spannung und freut sich, daß auch ein so unwürdiger Gegenstand einem großen Schriftsteller Gelegenheit gegeben hat, die Kraft seiner mächtigen Hand zu entwickeln. — „Indem der Herausgeber der Werke Barrères“, heißt es zum Schluß, „den Versuch machte, dies jakobinische Aas auf den Altar zu legen, hat er uns gezwungen, es an den Galgen zu heften, und wir hoffen, daß von der Höhe der Schmach, auf die wir es gestellt haben, man es nicht leicht herunternehmen wird.“ —

Die Religion des Buddha und ihre Entstehung. Von Carl Friedrich Köppen. Berlin, Ferdinand Schneider. 1857. — Ein sehr interessanter Stoff in trefflichster Darstellung, wieder eines der Bücher, mit denen die neuere deutsche Wissenschaft, hierin den Engländern und Franzosen nacheifernd, zeigt, daß man gründlich und gewissenhaft sein kann, ohne nothgedrungen einen unbeholfenen, nur den Männern der Schule genießbaren Stil schreiben zu müssen. Mit großer Klarheit entwickelt der Verfasser zunächst die religiösen Zustände der Inder bis zum Erscheinen des Buddhismus, ein Abschnitt des Buches, welcher, indem seine Ausführungen auch auf das heutige Brahmanenthum Anwendung leiden, gegenwärtig ganz besonders das allgemeine Interesse in Anspruch zu nehmen geeignet ist. Dann folgt ein Capitel über das Leben des Königssohnes Schakjamuni von Kapilavastu, des Stifters der Buddhareligion, an dessen Darstellung sich eine ausführliche Geschichte der buddhistischen Kirche bis zum Concil von Pataliputra schließt. Sehr gut ist die allgemeine Bedeutung des Buddhismus in seinem Verhältniß zur Brahmareligion und zum Kastenwesen auseinandergesetzt. Ein dritter in mehrere Capitel zerfallender Abschnitt sodann zeigt zunächst mit großem Scharfsinn die Grundgedanken des Buddhismus, seine Kosmologie, Theologie und Anthropologie, seine

Begriffe von Schöpfung, Seelenwanderung, Sünde und Erlösung auf. Dann folgt eine Schilderung des buddhistischen Mönchswesens, dann eine Darstellung der Hierarchie in der Kirche und ihrer Hagiologie von den untersten Stufen der Heiligkeit bis zur vollendeten Buddha, dann ein Abriss der Moral dieser eigenthümlichen Religionsform, woran sich interessante, oft überraschende Betrachtungen über den wohlthätigen Einfluß dieser Moral auf die asiatischen Völker, deren Gesinnung und Gesittung knüpfen. Dieser Einfluß wird von dem Verfasser mit Recht sehr hoch angeschlagen. Er hebt indeß neben den Lichtseiten auch die Schattenseiten hervor. Die buddhistische Ethik ist wesentlich negativ, sie kann die Rohheit zähmen und mildern, aber nichts schaffen und muß zuletzt abspannen und erschaffen. Ein viertes Capitel beschäftigt sich mit Kirche und Cultus, Bilder- und Reliquiendienst, Gebet, Opfer, Beichte, Sacramenten, Festen und Tempeln, im steten Hinblick auf die Vergleichspunkte, die sich im Christenthum, Judenthum und Islam bieten, und die auch in den vorübergehenden Capiteln fleißige und oft zu ganz eignen Ergebnissen führende Berücksichtigung erfahren. Ein letzter Abschnitt behandelt die buddhistische Philosophie. Zum Schluß wird ein zweiter Band in Aussicht gestellt, der die Geschichte des Buddhismus bis auf die Gegenwart fortführen soll. —

Von einem verlorenen Posten. Ein Buch der Erinnerung an Schleswig-Holstein. Von Bernhard Endrulat. Hamburg, Verlag von G. E. Würger. 1857. — Erinnerungen aus dem Kriegsleben im Sundewitt, wo der Verfasser mitkämpfte, so wie aus dem Feldzuge, dessen Culminationspunkt die Schlacht bei Idstedt war, wechseln mit Sagen und Erzählungen aus der Vorzeit der Herzogthümer. Einiges davon ist recht hübsch erzählt, im Uebrigen verdient der Verfasser schon dafür Dank, daß er an diesen verlorenen Posten erinnert. Es kann dies nicht genug geschehen. Wie es scheint, werden die Cabinete gegenwärtig nichts Durchgreifendes thun, der Posten an der Eider wird ein verlornen bleiben, aber gewiß nicht auf immer. Inzwischen möge die Presse wirken, daß die Stammgenossen auf der eimbrischen Halbinsel wenigstens nicht vergessen werden, daß ihr und unser Recht immer mehr Glaubensartikel aller Deutschen werde. Und können wir jetzt nicht zum Degen greifen, so greife man vorläufig in die Börse, um den Unglücklichen ihr Loos zu erleichtern, die im Kampfe für Schleswig-Holstein Heimath, Amt und Brot verloren haben. Man sammelt an mehren Orten (unter andern in Leipzig, wo die Herren Harkort, Lorenz und G. Mayer Listen zur Subscription herumgehen lassen und einen guten Erfolg haben); allein die Noth der Betreffenden ist groß, und es sollte sich wenigstens das Volk nicht beschämen lassen. —

Kritische Blätter für Literatur und Kunst. Unter Mitwirkung von Schmidt-Weissenfels. Herausgegeben und redigirt von J. C. Kober. Prag. — Den Lesern der Grenzboten empfehlen wir namentlich den Artikel: Julian Schmidt und die Realisten. Der Verfasser desselben, Hr. Schmidt-Weissenfels, hat vor einiger Zeit durch unablässige Zusendung von Manuscripten die Redaction der Grenzboten zu bestimmen gesucht, ihn unter die Mitarbeiter des Blattes aufzunehmen. Da aber diese Artikel in Bezug auf Verstand und Bildung hinter den bescheidensten Anforderungen zurückblieben, konnte die Redaction auf diesen Wunsch nicht eingehn.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moriz Busch. — Verlag von F. A. Herbig.
in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.